

Hoffnung auf das Beste

Russlanddeutsche in Berlin

Von Christiane Tramitz

Das Bild hat eine lange Reise hinter sich. Tausende von Kilometer hat es überstanden, von der Wolga nach Sibirien, dann in die Ukraine, zurück nach Sibirien und von dort aus, 60 Jahre später, nach Berlin, Neukölln. Dort hängt es nun zwischen Teppichen an der Wand. Vergilbt und etwas zerknittert. Auf ihm zu sehen sind Ivan und Amalia Mayer, ein junges Hochzeitspaar mit hohen Wangenknochen und melancholischem Gesichtsausdruck. Heute ist Ivan Mayer 90 Jahre alt und leidet. An Diabetes, vor allem aber an einem gebrochenen Herzen. Jetzt, da er zurückgekehrt ist in die Heimat seiner Vorfahren, um hier mit seiner Frau den Lebensabend zu verbringen. Amalia ist ihm jedoch zuvorgekommen und liegt auf dem Friedhof, unweit der Wohnung. „Meine Augen sind wie Brunnen, ich muss weinen, wenn ich die Glocken höre“, sagt Ivan.

Seine Worte sind schwer verständlich, mit einem schwäbisch angehauchten Dialekt, durchmischt mit russischen Wortfetzen.

„Warum kamen Sie nach Deutschland, Herr Mayer?“

„Weil ich Deutscher bin.“

Schneider, Weber, Schmitt, Huber, deutscher können Namen nicht klingen.

So oder so ähnlich heißen die 22 russlanddeutschen Familien, die über ihre Eindrücke und Erfahrungen in Deutschland sprachen. Sie alle haben ihre alte Heimat, das Wolgagebiet, Kasachstan, Sibirien und den Ural verlassen und sind in eine neue Welt, in ein vermeintliches Paradies gezogen: nach Deutschland. Mit ihnen kam die Geschichte zurück ins Bewusstsein, die im 18. Jahrhundert begann, als Katharina II. ihre im russisch-türkischen Krieg eroberten und unbesiedelten Gebiete mit Hilfe von Deutschen besser nutzen wollte, denn diese galten als fleißig und erfahren. Als Anreiz sicherte man ihnen Religionsfreiheit, die Befreiung vom Wehrdienst und eine (zeitlich begrenzte) Steuerfreiheit zu.

Das weitgehend harmonische Leben zwischen Deutschen und Russen fand mit den beiden Weltkriegen und der kommunistischen Machtübernahme ein Ende. Deutschen wurde mit Misstrauen begegnet, man unterstellte ihnen, sie würden im Krieg die ehemalige Heimat unterstützen. Ihre Güter wurden zwangskollektiviert, die meisten Männer in die Trudjarmee gesteckt und nach Sibirien in Zwangslager deportiert.

Ivan Mayer war einer unter ihnen. Seine Kraft und sein eiserner Willen ließen ihn überleben.

Heute wirkt er blutleer, trägt die schlohweißen Haare streng nach hinten gekämmt. Er kann kaum mehr gehen, und wären da nicht sein Sohn und die drei Enkelkinder, er würde verzweifeln. „Meine Tage sind gezählt, und das ist gut so. Amalia wartet“, flüstert er und bittet seinen Sohn Viktor, ein Foto von der Wand zu nehmen, auf dem eine Großfamilie abgebildet ist.

„Meine Tante hier, hier ihre Tochter, da der Bruder, hier die Frau von dem Bruder, da der Sohn.“ Mit seiner bleichen Hand tippt Ivan Mayer nacheinander auf die lächelnden Gesichter und zählt dabei monoton im Takt auf: „Tot, verhungert, an einer Krankheit gestorben, verhungert, tot, verhungert, verhungert.“ Wie so oft verweilen seine Gedanken auch jetzt in jener Zeit, in der Überlebenskampf und Tod den Alltag bestimmten. Es ist die Zeit der großen Hungersnot in den Jahren 1931 und 1932 als Folge der durch das sowjetische Regime energisch vorangetriebenen Industrialisierung. „Hier meine Mutter, auch verhungert, da war ich 15 Jahre alt und habe sie mit bloßen Händen begraben.“

„Vater, hast du die Frage verstanden, wie fühlst du dich in Deutschland?“ Viktor lächelt entschuldigend und zieht an der Zigarette: „Damit ich nicht so dick werde wie die Deutschen.“ Dann folgen russische Worte. Der Vater blickt ihn an und nickt. „Wir werden gut gefüttert, Brot und Käse, sind gut. Kleidung auch und Wohnung“, sagt er.

Deutschland, so ist zu ahnen, bedeutet für ihn planloses Umhergehen in der kleinen Wohnung, mit dem Gehwagen zur Küche, dann ins Wohnzimmer, schlafen gehen, aufwachen, erinnern und warten auf das Wiedersehen mit Amalia.

Es ist eine typisch russische Wohnung, ähnlich wie die der anderen 21 Familien. Die Möbel sind in dunklem Furnierholz gehalten, ein Klappbett, das abends ausgezogen wird. Ansonsten überall Decken, auf dem Sofa, dem Tisch, unter der Vase. An den Wänden hängen Teppiche und Bilder mit viel Natur und glücklichen Menschen, die gut gekleidet sind.

Was draußen passiert, weiß Ivan Mayer nicht, zu sehr lebt er in der Ferne, dort, wo er im Schacht bei Minustemperaturen auf den Knien herumgerutscht ist und Kohle für Leningrad geschürft hat. „Das haben wir nicht für Hitler, sondern für die Russen gemacht. Warum wurden wir als Faschisten verschrien?“

Von dem Leben außerhalb der vier Wände berichten ihm oft seine beiden Enkelkinder, die 27-jährige Katharina und die 23-jährige Swetlana. Zusammen mit ihren Eltern und Großeltern kamen sie vor neun Jahren nach Deutschland, erhofften sich ein Paradies auf Erden, in dem, das wussten sie, man für sein Glück selbst verantwortlich ist.

Familie Mayer zählt zu den schätzungsweise 2,9 Millionen Russlanddeutschen, die seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs in die ursprüngliche Heimat ihrer Vorfahren zurückgekehrt sind. In ihrem Gepäck hatten sie nur das Allernötigste, Kleidung, ein paar Bücher, Bilder und Fotos, vor allem aber die Vorstellung, in ein ehrgeiziges, reiches und ordentliches Land zu gelangen, das sich für seine Bürger einsetzt..

„Niemand ist uns hier in Deutschland was schuldig, und wenn wir weiterhin so hart arbeiten, dann schaffen wir es“, erklärt Swetlana und nimmt ihrem Großvater sachte das Bild aus den Händen. „Sonst hört er nicht zu!“

Sie hängt es zurück an die Wand und meint: „Die meisten von uns Russlanddeutschen haben falsche Erwartungen, wenn sie nach Deutschland kommen, denn wir denken alle, wir werden mit offenen Armen empfangen, schließlich sind wir ja irgendwie Deutsche. Aber das ist nicht so.“ Das sei vor allem den fehlenden Sprachkenntnissen zuzuschreiben, die einen „wie ein hilfloses Kind“ erscheinen lassen. Damals, als Swetlana nach Deutschland kam, war das Gesetz noch nicht erlassen worden, demzufolge nur jene Aussiedler einreisen dürfen, die grundlegende Deutschkenntnisse nachweisen können.

Wenn die sprachlichen Barrieren erst einmal überwunden seien, könne man in seinem bisherigen beruflichen Umfeld weiter tätig sein, so die Illusion vieler Russlanddeutschen, die jedoch leider schnell ausgeträumt ist. Viktor war in Russland Musiker und dozierte an der Universität. Er beherrscht zehn Instrumente und leitete einen angesehenen Chor. In Deutschland fand er keine entsprechende Tätigkeit und musste umschulen, zum Tischler. Lächelnd hält er seine Hand in die Höhe. Vier Finger und ein Stumpfen. „Beim Kampf mit einer Kreissäge verlierst du immer“, sagt er. Dann lernte ich halt, Gitarre zu spielen mit einem Finger weniger, habe ich auch geschafft.

Wir Russlanddeutsche sind gewohnt zu kämpfen und trotzdem gut gelaunt zu bleiben.“

Katharina nickt. Damals in Russland war sie als Ärztin tätig und verdiente gerade mal 100 Euro im Monat. Dennoch konnte sie irgendwie überleben: oft tat es auch ein Sack Kartoffeln, den sie anstelle eines Monatslohns erhielt. Zu den finanziellen Problemen kamen die psychischen.

Ohnmächtig musste sie zusehen, wie alte, schwer kranke Menschen das Krankenhaus unverrichteter Dinge verlassen mussten, weil sie das Geld für die Behandlung nicht aufbringen konnten. „In Russland sterben die Alten wie Fliegen. Es war bei uns ein unausgesprochenes Gesetz, dass Leute über 70 Jahre nicht mehr behandelt werden. Die kriegen dann nur eine Spritze gegen die Schmerzen. Dann gehen sie nach Hause und sterben irgendwann. Hier in Deutschland hätten sie überlebt. Überhaupt ist es unglaublich, wie gut die alten Menschen hier gesundheitlich gestellt sind.“ In Deutschland arbeitet Katharina ebenfalls in einem Krankenhaus, als

Reinigungshilfe. „Alle müssen mit Putzen anfangen. Das wissen wir, aber wir haben unser Ziel nicht verloren. In Deutschland wirst du für deine Arbeit belohnt. Meine Freundin zum Beispiel hat es geschafft. Vier Jahre lang geputzt und jetzt hat sie in Berlin eine eigene Praxis ausgebaut – für Migranten.“

Beeindruckender Optimismus in einem im Pessimismus versinkenden Land.

„Warum jammern die Deutschen so viel?“, wollen die jungen Frauen wissen. „Die Menschen hier sollten alle mal in Russland leben, dann wüssten sie, was wirklich hartes Leben ist. Kinder, Beruf, kaum Geld, knapper Wohnraum, Kriminalität, Korruption – und keine Aussicht auf Besserung.“

„Wollen Sie russische Musik hören?“, fragt Viktor, holt seine Gitarre hervor und beginnt ein Lied zu singen, während sein Vater von Sibirien erzählt. Von seiner qualvollen Zeit hinter Stacheldraht, ohne Familie, denn Amalia musste zusammen mit dem kleinen Viktor in einer selbst gebauten Semlynka (Erdhütte) leben und in den Wäldern arbeiten. „Man trennte damals die Familien, damit die Deutschen alle Hoffnungen aufgaben“, erklärt Viktor.

Nach langer Suche fand Amalia ihren Mann wieder und lebte mit ihm und weiteren drei Kindern in Sibirien. „Sie hat ihre letzte Jacke verkauft, davon haben wir eine Ziege gekauft, die hat dann Junge bekommen, dann hatten wir Schweine – und so haben wir überlebt. Ja, und jetzt bin ich hier und werde gut gefüttert“, sagt Ivan Mayer.

Drei Generationen sitzen in der kleinen Wohnung, voller Hoffnungen und dem Willen, in Deutschland zu einem Ziel zu gelangen: Ivan sehnt sich nach himmlischer Zweisamkeit mit Amalia, Viktor weiß, dass er einmal viele Schränke für reiche Leute bauen wird – und die beiden jungen Frauen wollen „die deutsche Sprache irgendwann perfekt beherrschen, um dann von ganz unten nach oben zu gelangen und vollständig integriert zu sein.“

Doch Integration erfordert mehr als Willen und Sprachkenntnisse. Sie erfordert die Überbrückung jener Gräben, die sich im Verlauf von 200 Jahren Geschichte zwischen den Kulturen aufgetan haben.

Wenn man bei Andrej Braun an der Haustür klingelt, werden diese Gräben offensichtlich. Ist man eine Frau, wird man nicht mit einem Händedruck begrüßt. Das gehört sich nicht. Männer geben Frauen nicht die Hand. Andrej bittet in die Wohnung. „Vorsicht, die Katze. Setzen Sie sich doch, wollen Sie etwas Tee? Oder Kaffee?“

So gestaltet sich eine typische Begrüßung.

Seine Frau Olga deckt den Tisch. Um ihn versammelt sind jetzt vier Generationen. Es ist eng, aber gemütlich – und gastfreundlich. Alle lächeln. Es ist ein ehrliches Lächeln, wird später

versichert. Wenn Russlanddeutsche lächeln, dann meinen sie es auch so. „Wir freuen uns über jeden Besuch. Vor allem dann, wenn wir mal reden können“, sagt Andrej. Aber so richtig reden kann nicht jeder. Natalja beispielsweise ist erst seit einem knappen Jahr hier. Sie ist glücklich, denn in Deutschland ist es ordentlich und sauber. Alles akkurat. Man muss nicht ständig durch Pfützen gehen, die Schuhe sind immer sauber, es gibt kaum Müll auf den Straßen, die Hecken sind geschnitten, der Rasen ist kurz.

Vor allem herrsche in Deutschland Sicherheit, und zwar für die Gegenwart und für die Zukunft, meint Natalja. Wir sind arbeitslosen- und krankenversichert, und wir haben etwas für das Alter. Wie im Paradies.“ In einem Atemzug kritisiert sie jene Migranten, die sich „an das leichte Geld gewöhnt haben und dem Steuerzahler faul auf der Tasche liegen.“ Vor allem die Jüngeren würden so verlernen, zu arbeiten. Warum auch, wenn der Staat zahlt – mehr, als man sich in Russland jemals erträumt hätte.

Alexander, der 7-jährige Neffe von Herrn Schneider, übersetzt in dialektfreies Deutsch, wenn seine Tante mal nicht weiterweiß und in ein Kauderwelsch russisch-deutscher Wortbrocken verfällt. Stolz ist er, denn er ist der Einzige ohne Dialekt, der so hinderlich sein kann, wie alle versichern. Dafür spricht er kaum mehr russisch, denn wie so viele Kinder, die in frühem Alter nach Deutschland gekommen sind, fühlt er sich uneingeschränkt als Deutscher und vermeidet, „diskriminierendes“ Russisch zu sprechen. Aber geht es nach dem Willen seiner Eltern, soll Alexander so richtig deutsch nicht werden. „Wir haben Angst, dass er verlernt, russisch zu sprechen und die russische Kultur mit all ihren Traditionen vergisst. Das wäre schade, denn eigentlich sind wir ja Russen.“, betont seine Mutter Irina. Eigentlich herrscht aber ein Weder-noch vor. „Wir sind irgendwie ohne richtige Identität. In Russland waren wir Deutsche, und hier, da sind wir Russen“, sagten fast alle Familien.

Verwirrung der Gefühle macht sich breit: Russische Empfindungen und Gedanken auf deutschem Boden mit deutsch-russischer Vorgeschichte, Berliner Dialekt mit russischem Akzent, russische Traditionen mit deutschem Einfluss – und deutscher Kaffee in russischen, blumig bemalten Tassen. „Noch etwas Kuchen? Den haben wir doch extra gebacken, für Sie.“ Extreme Gastfreundschaft, auch etwas typisch Russisches, was man in die neue Heimat mitgebracht hat.

Doch diese nützt nichts, denn Deutsche wollen oder können sie nicht annehmen. Oder anders: Wann schon besteht die Möglichkeit, Freundschaften zwischen Russlanddeutschen und Deutschen aufzubauen?

„Wir wollen deutsche Freunde haben, aber das ist fast unmöglich. Die Deutschen wollen unsere Freundschaft nicht, vielleicht auch, weil wir eine andere Mentalität haben und eine andere Vorstellung von Freundschaft“, erklären alle. Gewiss, Deutsche seien tüchtig, ordentlich, pünktlich, zuverlässig, hilfsbereit und meistens auch freundlich. Aber innen drin, da sitzt eine trockene und verschlossene Seele. Man zeige keine Gefühle, sei gleichförmig. „Man kommt Deutschen nicht nahe. Sie lächeln zwar viel, aber es ist kein echtes Lächeln. Sie reden nur über das Wetter, denken und sprechen nur über ihren Verdienst. Sie singen nicht, tanzen und feiern nicht richtig, sie leben zu ernst. Wir alle müssen lernen, dass man in Deutschland nichts über sich erzählen darf, man muss sich distanzieren. In den Mietshäusern kennen sich die Menschen nicht, zu starke Anonymität. Das ist schrecklich!“

In Russland lebt man Emotionen aus – die positiven wie die negativen. Entsprechend intensiv gestaltet sich die zwischenmenschliche Verbindlichkeit. Freundschaft und Familiendasein werden großgeschrieben. Man lebt miteinander und füreinander, kümmert sich um die Eltern und Großeltern. „Denn in Russland konnten wir nur überleben, wenn wir zusammengehalten haben.“ Zu den als unterschiedlich betrachteten Vorstellungen zwischenmenschlicher Beziehungen kommt der Faktor „Zeit“ erschwerend hinzu.

„Das ist auch ein Grund, warum wir kaum deutsche Freunde haben. Viele Deutsche gehen abends aus, wir aber heiraten früh, haben Kinder, die wir abends ins Bett bringen müssen.“ Zudem bedeutet die wenig verbleibende Freizeit für viele Russlanddeutsche Bildung, zumindest für jene, die es schaffen wollen. „Wir wollen viel lernen“, wird versichert, „wir versuchen, die wenige Zeit sinnvoll zu nutzen und lesen viel.“

Die Hoffnung auf deutsche Freundschaften („Deutsche sind für uns etwas Besonderes“), so gerne man sie erlebt hätte, haben die meisten der über 20-jährigen inzwischen aufgegeben. Auch aus Angst vor Verletzungen: „Wenn wir auf die Deutschen zugehen, dann wissen wir nicht, wie sie regieren, wenn sie merken, dass wir aus Russland kommen. Dann lassen wir es lieber bleiben.“

Was sonst noch ist gewöhnungsbedürftig? In Russland ist die traditionelle Geschlechterrolle noch fest verankert. Männer haben Zuverlässigkeit, Standhaftigkeit und Versorgungskompetenz zu beweisen, Frauen sollen treu, sanft und hingebungsvoll sein. Diese Einstellung mag mit der jüngeren Generation langsam verschwinden, die über 20-jährigen haben sie jedoch verinnerlicht. Auch in Deutschland. „Wir können uns niemals vorstellen, einen deutschen Mann zu heiraten“, erklären die jungen Frauen übereinstimmend, „denn in Deutschland leben Paare zusammen, und trotzdem wird das Geld getrennt. Das ist für uns Frauen völlig unverständlich.“

Noch etwas fehlt im Paradies Deutschland: die Weite der Natur. Es ist eine Prägung von Freiheit, die hierzulande nur schwer zu finden ist. „Überall sind Verbotsschilder, alles gehört irgendjemandem, auch die Natur. Überall Zäune. In Russland kannst du in die Natur gehen und darfst fast überall grillen.“

Die Gespräche werden immer wieder von Entschuldigungen unterbrochen. Man schämt und verachtet sich für den verräterischen Akzent, den man ebenso verzweifelt wie vergeblich abzulegen versucht. Viele Russlanddeutsche meinen, durch ihn misstrauische Blicke ernten zu müssen: Wieder solche Aussiedler, denen Deutschland Russenmafia, Prostitution und jugendliche Kriminalität zu verdanken hat. „Wenn wir den Mund aufmachen, dann sehen uns die Menschen an, als wären wir in ihr Land eingedrungen. Aber die Deutschen sehen nur die Vorurteile, lesen in der Zeitung, dass Russlanddeutsche mal wieder was angestellt haben. Aber unser Bemühen, uns zu integrieren, das sieht man nicht. Immerhin haben es über 50 Prozent der Russlanddeutschen geschafft: Sie haben eine Arbeit und leben friedlich in ihrer neuen Heimat“, wird von den meisten betont.

„Von unseren alten Welten, Sitten, Traditionen und Gefühlen wissen die meisten Deutschen nichts. Sie wissen nur, wenn etwas schief läuft, wenn Gewalt und Drogen im Spiel sind. Und diese jugendliche Kriminalität schadet uns allen“, versichern sie. Gleichwohl bekunden die meisten Verständnis für jene, die sich als Jugendliche dem Wunsch ihrer Eltern beugten und unfreiwillig Freunde und ihr gewohntes Lebensumfeld verließen und sich in eine neue Welt aufmachten, in der sie oft als „Russenschweine“ tituliert werden. Wie sich viele Jugendliche fühlen, bevor sie sich in Gruppen zusammentun und zuschlagen, beschreibt eine Jugendliche im Rahmen des Wuppertaler Medienprojekts:

„Ich kenne hier niemanden, verstehe nichts, will nichts verstehen, ich bin allein, ich wollte, ich könnte alles vergessen, einschlafen und zu Hause aufwachen, es gleicht einem Kreislauf, Tag und Nacht. Jedes Zimmer hat einen Ausgang, nur meines nicht, es ist wie ein Grab, soll dies der Anfang sein?“

Was würde die Integration erleichtern? Alle sind sich einig:

„Viele Deutsche weisen zu wenige Geschichtskennntnisse auf, schon gar nicht, wenn es sich um die Geschichte von Spätaussiedlern handelt, sie wissen nicht, warum wir das Recht dazu haben, hier zu sein. Diese Erfahrung machen wir alle. Wenn wir sagen, dass wir Spätaussiedler sind, weiß niemand genau, was das eigentlich bedeutet, die jüngere Generation schon gar nicht. Aber wir wollen mit den Deutschen nicht streiten, denn sonst werden wir

noch weniger gemocht. Außerdem leben die meisten von uns gerne in diesem Land!“, so der allgemeine Tenor.

Vollständige Integration, ist die überhaupt möglich in der heutigen Generation? Resignation macht sich breit, wenngleich viele der Überzeugung sind, sich inzwischen gut angepasst zu haben. Dennoch: Integration bedeutet für viele Stillhalten – Rückzug in die eigenen vier Wände, in kleine russische Welten, in der DVDs gesehen und russische Zeitungen gelesen werden. Dort trifft man sich, unterhält sich, feiert, spielt mit den Kindern. Oder man bleibt gänzlich allein, wie der 78-jährige Vladimir Schulz, der still an der Sehnsucht nach Russland verzweifelt, genährt von Einsamkeit und Aussichtslosigkeit. Er lebt in einer kargen Wohnung. Die bunte Tapete löst sich von der Wand. Ein altes Bett, ein Sideboard, in dem sich nichts anderes befindet als ein moderner DVD-Player. Ansonsten sind im Raum noch ein Tisch und zwei unterschiedliche Stühle. Auf dem Balkon, unter der Satellitenschüssel, stehen ein großer Topf und ein paar leere Flaschen.

Um zehn Uhr morgens wird Schnaps angeboten. „Ist gut, so ein bisschen Schnaps. Jeden Morgen nur ein Glas.“ Gestern seien es ausnahmsweise mehrere gewesen, denn da war Herr Schulz mal wieder beim Arbeitsamt. Er brauchte Geld, nicht für sich, sondern für seinen Sohn. Der wollte vor fünf Jahren nicht nach Deutschland kommen, sondern bei der Mutter bleiben. „Wir haben uns in Russland scheiden lassen. Jetzt ist sie gestorben“, sagt er und schenkt sich ein weiteres Glas ein. „Mein Sohn hat kein Geld für die Beerdigung, und wissen Sie, was die mir bei der Behörde gesagt haben? Herr Schulz, Sie sind selber schuld, dass Sie Ihr Geld nach Russland verschenken, dann brauchen Sie hier nicht zu klagen.“ Zögerliches Reden, viel Schweigen, Alkohol verflüssigt die Wehmut, wirre Erinnerungen an damals werden wach, an die Eltern, die an Kraftlosigkeit so früh gestorben sind. In Deutschland hat er während der vergangenen Jahre keinen Freund gewinnen können.

Und irgendwann ist benebelte Stille im Raum, wo nur ein Gänseblümchen aus Plastik so etwas wie Leben suggeriert. Vladimir Schulz ist in Deutschland nie wirklich angekommen. „Wenn ich könnte, würde ich wieder zurückgehen. Aber ich habe nichts mehr dort, keine Wohnung, keine Möbel. Ich hätte zu Hause bleiben sollen.“

Etwa 1,3 Millionen Menschen deutscher Abstammung leben heute noch in den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion. Das Bundesinnenministerium verzeichnet seit dem Erlass des Sprachtests 2003 einen anhaltenden Rückgang bei den Spätaussiedlerzahlen. Tendenz: weiterhin sinkend, zumal im Rahmen des geplanten Zuwanderungsgesetzes ab Januar 2005 auch die mitreisenden Angehörigen von Spätaussiedlern genügend Sprachkenntnisse

aufweisen müssen. Hinzu kommen weitere Bemühungen der Bundesregierung, wie Jochen Welt, Aussiedlerbeauftragte im Bundesinnenministerium im Juni 2003 in einer Pressemitteilung mitteilte. Die sinkende Zahl von Einreiseanträgen von Spätaussiedlern zeigt, „dass die Hilfen der Bundesregierung in den Herkunftsgebieten ihre Wirkung immer mehr entfalten. Viele Angehörige der deutschen Minderheit verzichten deshalb auf eine Ausreise. Wer jedoch als Spätaussiedler mit seiner Familie nach Deutschland kommen will, hat erkannt, dass eine erfolgreiche Integration nur mit ausreichenden Deutschkenntnissen möglich sein wird.“

Welche Zukunft wird die nächste Generation von Russlanddeutschen in Deutschland erwarten? „Sie werden noch nicht zu 100 Prozent integriert sein, auch wenn sie hier aufgewachsen sind, auch wenn sie die deutsche Sprache perfekt und ohne Akzent beherrschen. Aber wir Eltern üben noch einen starken Einfluss auf sie aus, wir wollen, dass sie zu Hause russisch sprechen. Es wäre zu schlimm, wenn unsere Kinder ihre eigentlichen Wurzeln verlieren“, meinen die jungen Eltern. Wenn sie dann selbst zu Großeltern würden, würde sich der Einfluss verlieren – und mit ihm die russische Sprache. Deutsche würden sich mit Russlanddeutschen vermählen.

An die russische Vergangenheit würden dann nur noch Geschichten oder vielleicht Bilder erinnern, wie jenes, das bei Ivan Mayer an der Wand hängt.

Welche Gedanken würden dann wohl mit ihm verbunden?

„Das waren meine Ururgroßeltern, die haben viel erlebt, damals, in Sibirien.

Dann ist meine Familie nach Deutschland gekommen, in der Hoffnung auf das Beste.

Meine Urgroßeltern waren Deutsche, meine Großeltern schon eher Russen, so wie meine Eltern. Und ich bin wieder deutsch, auch wenn ich Ivan heiße.